



Gute Mauern machen gute Nachbarn, heisst es auf der einen Seite. Ein Tor auf dem Weg ins Westjordanland.

NIR KAFRI/KEYSTONE

«Sie schneiden den Himmel entzwei»

Die israelische Sperrmauer teilt die Realität in zwei Hälften: in eine schwierige und eine sehr schwierige. Und doch gibt es Zeichen der Hoffnung. Eine Reise durch Israel und Palästina nach Kairo.

Träge tanzt der Airbus durch dichte Wolkenbänke, die Kabine ächzt, Monitore wackeln, Durchsagen schnarren aus den Bordlautsprechern. Regen läuft in schmalen Striemen übers Fenster, unten schäumt das Meer. Die Skyline von Tel Aviv schiebt sich unter die wippenden Flügel, an leeren Stränden brechen sich die Wellen, und dahinter glänzt die zersiedelte Ebene in ungewohntem Grün. Kurz danach reissen die Wolken auf, der Himmel blaut, Licht und Schatten huschen über die Hügel, ein fernes graues Band ist kurz zu sehen, schlängelt sich den Kuppen entlang, genau, das muss sie sein, das ist sie doch: die Mauer, *al-Jidaar*. Doch jäh kippt die Landschaft weg, nach einer steilen Kurve setzt der grosse Vogel sanft auf nasser Piste auf.

Israel ist nicht das Land des Lächelns, geschweige denn das Land ausgesuchter Höflichkeit. Es pflegt seine Besucher am Flughafen Ben Gurion mit notorisch schlecht gelaunten Teenagern in Uniform zu empfangen. Diese wollen meist ganz genau wissen, was der Besucher denn vorhat im Gelobten Land. Bekundet man die Absicht, die Westbank zu besuchen, kann es durchaus länger dauern, bis man nach hartnäckigem Verhör in die Ankunftshalle entlassen wird.

Doch diesmal ist alles anders. Die Grenzbeamtin hämmert kommentarlos den Einreisestempel in den Pass, knallt ihn auf die Theke, *next please*. Fast ist man enttäuscht. Ist dieses plötzliche Desinte-

resse ein Vorbote kommender Entspannung? Droht hier gar eine Art von Frieden? Man wird sehen.

Kalter Karton. Der israelische Taxifahrer fährt sehr gern nach Jerusalem, das ist schliesslich lukrativ, aber nicht nach Ostjerusalem, in den arabischen Teil. Viel zu gefährlich! Sein Fahrstil erweist sich als noch gefährlicher, seine Ortskenntnis ausserdem als derart rudimentär, dass ihn der Besucher aus Europa dann doch direkt ans «gefährliche» Damaskus-Tor lotsen kann. Ostjerusalem liegt bereits auf über acht-hundert Metern. Ein eisiger Wind wirbelt Kartons und faulende Gemüsereste übers glitschige Pflaster. Es ist Freitag, der Feiertag der Muslime, und die wenigen palästinensischen Familien, die sich in der Altstadt nach Kuchen und Süßigkeiten umgesehen haben, hasten die Strasse hoch zum Bus- und Taxiterminal. Schwer bewaffnete israelische Soldaten lungern vor einem Falafelstand herum, die meisten Geschäfte sind bereits geschlossen, ein Kleintraktor der Kehrichtabfuhr rattert durch die schmalen Gässchen.

Im Drehkreuz. Am Checkpoint Kalandia in Richtung Ramallah hat sich viel verändert seit dem letzten Besuch im Frühjahr 2003. Neu ist die massive graue Mauer; sie besteht aus Betonelementen von ein-halb Metern Breite und acht bis neun Metern Höhe. Ebenfalls brandneu sind die stählernen Drehkreuze nach der Passkontrolle, die dem Passanten, der sich hier

durchquetschen muss, eine kurzes, intensives Käfiggefühl beschern. Direkt daneben haben die Israelis im Anschluss an die Mauer einen Wachturm hochgezogen. Noch ist er unbemannt und von palästinensischen Farbbeutelwerfern künstlich veredelt, doch bald wird die Mauer hier fugendicht geschlossen, ein «Gate»-Gebäude und der Turm mit Scharfschützen der Border Police bestückt sein. Rechts Richtung Jordantal klafft rotofeuchte Erde in der Flanke eines Hügels; hier haben Bulldozer Land aufgerissen, das einst mit Olivenbäumen bewachsen war. Riesige Rollen Stahldraht liegen bereit zum Schutz für die Bautrupps, die hastig die Mauer Richtung Jerusalem vorantreiben. Die Soldatinnen und Soldaten am Checkpoint, dick verummumt in wasserdichten Jacken, geben sich betont locker. Ein lässiger Wink mit dem Finger oder ein arrogantes Nicken genügen ihnen als Aufforderung zur Pass- und Körperkontrolle. Auf der anderen Seite warten ungezählte Taxis zwischen schlammigen Pfützen und Betonblöcken auf ihre vom Regen durchnässte Kundschaft.

10 000 Drachen. Ramallah macht einen viel geschäftigeren Eindruck als Ostjerusalem. Die Strassen hier sind chronisch verstopft, es wird viel gebaut, die Menschen scheinen sogar leicht gehetzt. Im benachbarten Al-Bireh befindet sich das Popular Art Center. Iman Hammuri ist dessen Direktorin; sie erzählt von Aktionen, die rund um die Mauer stattfinden. Im «10 000 Kites Project» der Israeli Art

Association liess man Drachen von beiden Seiten aufsteigen und über der Mauer zusammenkommen.

«Wenn man sich auf dem Boden der Tatsachen nicht begegnen kann, tut man es eben im Himmel über der Mauer», sagt Hammuri. «Der Bürgermeister von Jerusalem meinte, die Mauer habe damit ihre Wichtigkeit bewiesen. Sie ziehe nicht nur Touristen an, sondern auch Künstler. Das sei doch positiv.» Diesem Zynismus kann Hammuri nicht viel abgewinnen. «Mit der Mauer verdecken uns die Israelis die Sonne, sie schneiden den Himmel entzwei. Und lassen uns ein paar Löcher zum Durchschlüpfen und zum Absetzen ihrer Waren.»

Verkaufen und umziehen. Der Palästinenser Khaled Daromar ist teilweise in England aufgewachsen und führte einst eine gut gehende Sprachschule in Ramal-

lah. Heute arbeitet er als Übersetzer in einem Reformprojekt der palästinensischen Autonomiebehörde, das die Briten sponsern. Jetzt plaudert er Internes aus. «Gestern ist Mahmud Abbas, der neue Premier, bereits um acht Uhr morgens im Ministerium für zivile Angelegenheiten aufgetaucht. Es war fast niemand bei der Arbeit. Abbas hat dann ziemlich rumgewütet. Auch einen hohen Mitarbeiter des Ministeriums, einen Arafat-Mann, haben sie erwischt. Jahrelang führte er fünfhundert fiktive Mitarbeiter auf der Lohnliste. Millionen sind auf sein Konto geflossen. Aber egal», meint Daromar. Er habe sowieso andere Probleme.

Er müsse seine mühsam abbezahlte Wohnung in Ar-Ram wohl verkaufen. «Im Juli wird diese verfluchte Mauer in Kalandia fertig sein. Ich werde eine Bewilligung von den Israelis brauchen für meinen Arbeitsort Ramallah, der nur sieben Kilometer weit weg liegt. Ob sie mir sie geben? Sie entscheiden oft willkürlich.» Jetzt sucht sich Daromar für seine Frau und seine Kinder eine Wohnung in Ramallah. Doch dort seien die Preise bereits explodiert. «Diese Mauer! Ich hab die Israelis stets für ein intelligentes Volk gehalten. Und was tun sie? Lernen nichts aus der Geschichte. Wenn ich nicht irre, gab es eine ähnliche Mauer doch auch ums Warschauer Getto, oder?» Daromar starrt an



die Wand. Der Wind treibt erste schwere Schneeflocken waagrecht über die Dächer, der Gasofen in der Wohnung kommt gegen die Kälte kaum noch an.

Hühner und Menschen. Die Fahrt im Sammeltaxi von Ramallah über Jerusalem nach Betlehem dauert eigentlich eine gute Stunde, doch seit Beginn der Al-Aksa-Intifada vor vier Jahren muss man dafür fast einen halben Tag budgetieren. Betlehem ist leer, es regnet. Im franziskanischen Teil der Geburtskirche lauscht ein Häufchen Italiener auf kalten Holzbänken andächtig einem Führer, und auch in der Grotte drängeln sich Besucher. Dennoch sind praktisch alle Souvenirgeschäfte geschlossen, die wenigen Taxifahrer kämpfen hartnäckig um jeden Verdienst.

Im modernen Hotel Betlehem sitzt die Theatergruppe Al-Haara aus dem nahen christlichen Beit Jala mit dem Kindertheater Backa aus Schweden zusammen. Man arbeitet am Konzept für ein gemeinsames Kinderstück. Die Mauer, die bald auch ganz Betlehem einschliesst, macht den Theaterleuten Angst. «Sie ist nackte Gewalt», meint Marina Barham, die Verwalterin des Ensembles. «Doch sie beruhigt uns auch. Die Israelis zeigen, dass sie uns nicht vertreiben wollen. Sie wollen uns behalten und mauern uns ein.» Barham lacht. «Und das Bauwerk ist praktisch», fügt sie noch hinzu. «Mein Bruder ist seit langem arbeitslos und wohnt direkt neben der Mauer. Nun kann er in aller Ruhe Hühner züchten, sie werden nicht davonlaufen.»

Thais statt Araber. Vor fast dreissig Jahren musste sich auch der Autor dieser Zeilen um Hühner kümmern. Nachdem er als «volunteer», als freiwilliger Helfer, im Kibbuz Lahavot Haviva mehrere dieselgetriebene Avocado-Pflück-Maschinen ruiniert hatte, wurde er in die Hühnerfabrik strafversetzt. Sie besteht heute nur noch aus einem Stahlgerippe, das in den grauen Himmel starrt. Landwirtschaftsgeräte liegen rostend in den Pfützen. Lahavot Haviva ist seit 1999 kein Kibbuz mehr.

Nervös saugt Pnina Benayahu vor dem Büro der Siedlung an einer weiteren Zigarette. Es lebten immer noch etwa hundertzwanzig Menschen hier, doch jeder schau für sich und arbeite auf eigene Rechnung irgendwo in der Umgebung oder in Tel Aviv. «Früher war es irgendwie besser. Wir gingen häufig zu den Arabern einkaufen, wir hatten auch einige Araber als Arbeiter angestellt, die waren gut. Jetzt beschäftigen wir Thais und Rumänen in den Plantagen.» Und die Mauer, die ein paar Kilometer von hier verläuft? «Wieso Mauer? Das ist ein Sicherheitszaun. Vor drei Jahren brachten die Araber in einem Kibbuz in der Nähe eine Familie um. Ich war ein halbes Jahr vor Angst psychisch krank. Der Zaun ist gut. Er gibt uns ein Gefühl der Sicherheit.»

Jeder für sich. An der belebten Ibn Givrol Street in Tel Aviv steht das Café Hillel. Wer hier hinein will, muss wie überall im Land seine Taschen öffnen und sich abtasten lassen. Vor Hotels, Parkhäusern, Supermärkten, Restaurants und an Bushaltestellen: Das halbe israelische Volk scheint als Sicherheitswächter angestellt zu sein. Rachel Horam leitete bis vor kurzem ein Museum in Tel Aviv und hält sich für eine liberal denkende Frau. «Ich möchte Sharon nicht», meint sie und zuckt die Achseln, «aber ich habe ihn trotzdem gewählt. Weil er uns Sicherheit versprach. Die Mauer ist keine Lösung für die Ewigkeit, aber sie entfaltet ihre Wirkung. Die Araber sind an ihrer Misere selber schuld, sie haben ihre Extremisten nicht im Griff. Sollen sie unter sich bleiben und wir unter uns. Good walls make good neighbours.»

Eine Vielvölkerfahrt. Der Kleinbus von Mazada Tours steht nahe beim Jaffa-Tor in Jerusalem. Er ist bis auf den letzten Platz besetzt. Die Passagiere profitieren von einem neuen und günstigen Angebot: überland von Jerusalem über Gaza/Rafah nach Kairo. Die israelische Leiterin des Reisebüros spricht Englisch, Hebräisch

und Arabisch gleichermaßen und ohne jeden Akzent. «Mein Vater war Araber, meine Mutter ist Jüdin», sagt sie. «Das ist durchwegs normal hier. Oder sollte es wenigstens sein», fügt sie trocken hinzu.

Ihre Kunden: zwei junge Palästinenserinnen, die in Kairo Medizin und Zahnheilkunde studieren. Ein palästinensischer Vater und sein Sohn, die Kairo als Touristen besuchen. Zwei ältere israelische Frauen, die mit ihrer sechsköpfigen, in Chile lebenden Familie die «Länder rund um Israel kennen lernen» wollen – die Pyramiden, Luxor, das Katharinenkloster im Sinai und Petra in Jordanien. Ein ehemaliger Armeemajor, der sich verspätet in den überladenen Bus quetscht und das Klischee des hässlichen Israeli bestätigt: Scherbauch, weisses T-Shirt, Jeans, laut und keine Manieren. Er wird sich mit beiden Palästinensern jedoch bestens unterhalten, auch mit der älteren, sehr kleinen und auffallend stark geschminkten Dame mit Perücke. Sarina Gradus hat eine bemerkenswerte Geschichte. Aufgewachsen als Jüdin im ägyptischen Alexandria, durch die Revolution Nassers nach Italien vertrieben und später nach Israel emigriert, besucht sie jedes Jahr Kairo. Weil sie die Stadt nach wie vor liebt und sich nach arabischer Kultur und ihren «Gerüchen» sehnt. Dann wird die Gruppe durch eine junge Backpackerin aus Kolumbien komplettiert, und los geht es auf glatten Strassen Richtung Nordsinai.

Rund um Gaza herrscht fettes, sattes Grün vor wie im Berner Seeland. Nie würde man vermuten, dass ein paar Kilometer weiter Richtung Küste 1,4 Millionen Menschen seit sechzig Jahren eingepfercht und oft unter miserablen Bedingungen leben müssen, in Gaza City, Khan Yunis, Rafah und Dutzenden von Flüchtlingslagern.

Der ungeteilte Himmel. Rafah, die Grenze: Dunkelgrüne Armeebulldozer stehen herum, auch Panzer. Es wird ungemütlich. Der Bus bleibt hier, die Reisenden werden vom Gepäck getrennt, die Kontrollen sind kurz, aber scharf. Entfernt man sich von der Gruppe, wird man zurückgepfiffen. Will man sein bereits kontrolliertes Gepäck im nunmehr ägyptischen Bus öffnen, wird man von einem Beamten schroff daran gehindert. Es gilt jetzt, ruhig zu bleiben, doch das gelingt nur mühsam. Erleichterung, als man die Zollhalle der Ägypter betreten darf. Doch fast sieht man sich nach den Israelis zurück: Scheinbar hoch beschäftigte Beamte huschen mit den Pässen, die sie zu einem bunten Turm gestapelt haben, von Büro zu Büro. Doch nichts passiert. Stunden vergehen in der kalten Halle. Ohne Pass darf niemand hinaus ans Tageslicht; Vorschrift ist Vorschrift. Hinsetzen kann man sich auch nirgends, es gibt zwar Plastiksitze, doch die liegen zerbrochen herum. Dann endlich: Alle dürfen einreisen und weiterfahren.

Sanddünen, Palmen, Zitrusplantagen, Checkpoints wechseln sich ab; später Dörfer, Minarette und das ruhige Meer, warme Abendluft dringt durch den Fensterspalt, und aus scheppernden Boxen singt Umm Kalsum, die arabische Callas. Die Palästinenser und die Ägypter singen lauthals mit, auch der Israeli summt diskret, er kennt das Land, er kennt die Leute, er ist Reiseführer. Bei Ismailia überquert der Bus den trüben Suezkanal auf der «Peace Bridge», die kürzlich fertig gestellt wurde. Weiter westwärts, noch hundert Kilometer: Dort liegt Kairo, al-Qahira, die Erhabene.

Ein ungeteilter Abendhimmel wölbt sich violett über dem ratternden Bus. Vom Reisen und Reden müde geworden, schweigen und dösen die Menschen mit offenen Mündern. Dann hüllt die Dämmerung die Wüste in kühles Grau. Vorne frisst sich im Licht der Scheinwerfer die schnurgerade Strasse in die Nacht hinein.

Daniel Ludwig

Der Autor unterrichtete für Pro Helvetia im Popular Art Center in Ramallah Schauspiel und schrieb und spielte Kindertheater in Flüchtlingslagern Palästinas und Kulturzentren Ägyptens. Seither kehrt Daniel Ludwig immer wieder in den Nahen Osten zurück. Im Stadttheater Bern spielt er ab 21. Mai den Bassa Selim (teilweise auf Arabisch) in der «Entführung aus dem Serail».



Sie wollen uns behalten, darum mauern sie uns ein, heisst es auf der anderen Seite. Von oben: Bau und Verlauf der Mauer in der Umgebung Jerusalems, Checkpoint Kalandia mit Wachturm, Hinterhof in Abu Dis.

BILDER: KEYSTONE